Biografische Dynamik von Geschlechterbegegnungen und -beziehungen als Thema der Familiensoziologie
Vortrag Universität Siegen im Rahmen der Auszeichnung mit dem Helge-Pross-Preis 2007
Siegen, 19. April 2008

Dank an die Universität Siegen,

gibt mir die Gelegenheit hier zu stehen

und das wiederum hat mich gezwungen, einige unordentliche Gedanken etwas zu systematisieren. Ich hoffe, dass meine Grenzüberschreitungen der orthodoxen Familiensoziologie der Stifterin des Preises, Helge Pross, würdig sind.

Lassen sie mich das Programm der drei Vorlesungen umreißen als „Weiterentwicklung der Familiensoziologie unter Aspekten der Geschlechter- und Biografieforschung". Das ist insofern ein Kontrapunkt zu der aktuellen Familiensoziologie, als das, was Rosemarie Nave-Herz schon vor Jahren der Familiensoziologie nachgesagt hat, nämlich ein enges Verhältnis zur Familienpolitik, in den letzten Jahren im Zeichen des demografischen Wandels noch zugenommen hat. Die Familiensoziologie soll wie die Demografie heute der Familienpolitik sagen, warum die Deutschen keine Kinder mehr bekommen und was man dagegen tun kann.

Um zu solchen Aussagen zu kommen, wird von der Demografie die Modellierung des reproduktiven Verhaltens übernommen, sei es z.B. nach ökonomischen Haushaltstheorien oder nach Entscheidungstheorien wie dem „Value-of-children"-Ansatz. Geschlechter- und biografische Aspekte werden dabei bislang wenig ausgearbeitet, der Fokus gilt Kindern bzw. deren Ausbleiben. Ich operiere forschungsmäßig an einer anderen Stelle und komme aus der rekonstruktiven, verstehenden Erforschung von reproduktivem Handeln als Teil der Gestaltung des eigenen Lebenslaufs unter Geschlechterperspektive.

In der Tat meine ich, dass Familie und vor allem mein Spezialgebiet, Familienplanung als Gestaltung der privaten Lebensformen, nur unter biografischer Perspektive angemessen verstanden werden kann. Familie ist eine Phase, und sie kann nur verstanden werden über ihre spezielle Einbettung in den Lebenslauf und ihren Bezug zu den vorausgehenden und folgenden Phasen. Damit wird nicht nur Familie als bestehende Institution, sondern die biografische Genese, das Zustandekommen und *Nichtzustandekommen* von Familie Thema. Anders formuliert: Familie und Nichtfamilie sollten heute beide Themen der Familiensoziologie sein - auch weil Familie heute diffundiert. Gleichzeitig bin ich der Meinung, dass dabei die *Geschlechterperspektive* unumgänglich ist. Lebensformen und

Familie im Lebenslauf organisieren die Geschlechterbeziehungen und umgekehrt werden durch die Gestaltung von Geschlechterbeziehungen und im reproduktiven Handeln die Lebensformen und Familie hergestellt. Eine dritte Besonderheit neben dem Biografie- und Geschlechteransatz liegt darin, sozialen Wandel nicht als ein uniformes Geschehen zu begreifen, sondern regionale Kulturen und regional differenzierte strukturelle Voraussetzungen sowie die Unterschiede zwischen Bildungsgruppen einzubeziehen. Gefragt wird, wie soziale Gruppen „reproduktive Kulturen" ausbilden (Stichwort: Ost-West) und wie in diesen reproduktiven Kulturen die reproduktiven Lebensläufe von Frauen und Männern formen.

Eine solche Erweiterung der Perspektive kann dazu beitragen, dass sich die Familiensoziologie in einer neuen Weise ihres Gegenstandes vergewissert. Schließlich können wir auf eine Fülle von Veröffentlichungen blicken, die diesen „Gegenstand", die Familie, problematisieren: Löst sie sich auf (lit.), wandelt sie sich bzw. wandeln sich ihre Funktionen (Lit.) oder ist sie nach wie vor stabil verankert (Lit.)? Pluralisiert sie sich (Kaufmann) oder differenziert sie sich aus oder ist die Polarisierungstendenz zwischen Familien- und Nicht-Familienwelt viel wichtiger (Strohmeyer)? Ist Familie im Spektrum konkurrierender Lebensoptionen eine Wahl unter anderen (Lit.) oder ist sie nach wie vor selbstverständlicher und hoch bewerteter Bestandteil von Orientierungsmustern (Lit.)? Der Streit um das Schicksal der Institution Familie ist dabei auch ein Ringen um die definitorische Festlegung: Soll an den unzweifelhaft feststellbaren gesellschaftlichen Wandel die Messlatte einer ahistorisch definierten und als „die" Familie verallgemeinerten Familienform angelegt und der Grad der Abweichung gemessen oder führt der Wandel dazu, die Definition von Familie flexibler zu handhaben? Sicher löst sich Familie auf, wenn man von einer bestimmten, eng gefassten Definition von Familie ausgeht, aber man kommt zu einer anderen Ansicht, wenn diese Definition weiter gefasst wird. Eine Erweiterung der Perspektive ist schon der Vorschlag Norbert Schneiders (1994), den Gegenstand auf „privaten Lebensformen" auszuweiten.

Solche Vergewisserungen sind nichts Ungewöhnliches. Bindestrich-Soziologien ringen in regelmäßigen Abständen mit ihrem Gegenstand. Weil diese „Gegenstände" immer auch historisch konstituiert sind, kann die für diese Soziologien konstitutive Abgrenzung des Gegenstandsbereichs, die in einer bestimmten historischen Epoche getroffen wurde, sich verschieben oder verschwimmen. Die notwendige Neuverortung muss den „Gegenstand" auf einer übergreifenden Ebene definieren und die Geschichte seiner je historischen Definitionen und Ausformungen in die Theoriebildung einbeziehen. Die Stadtsoziologie, der die „Stadt"

als fixes Konstrukt abhanden gekommen ist (Krämer-Badoni 1991), die Jugendsoziologie, die das Diffundieren der Jugend in das Erwachsenenalter feststellt (Fischer… shell), aber auch die Familiensoziologie sind gute Beispiele für solche Prozesse. Ich möchte die Problematisierung des Gegenstands der Familiensoziologie produktiv nutzen, denn verschwimmende Grenzen können den Blick erweitern.

Die Erweiterung wird zwangsläufig viele Fragen offen lassen, aber vielleicht einen Rahmen für Fortführungen liefern. Der Fokus wird auch bei Männern liegen, auch wenn ich für Frauen Aspekte ergänze - auch diese ist dem Wunsch geschildert, die unterbelichtete Rolle von Männern im Zusammenhanf mit Familie aufzuhellen. Bevor ich nun inhaltlich beginne, möchte ich auf die Forschungen eingehen, auf die ich mich beziehe und den Forschungskontext vorstellen.

1 Zu dem Forschungsinstitut und zu den Forschungsprojekten

Diese biografische und Geschlechterperspektive kommt nicht von ungefähr, sondern sie ist eine zentrale Perspektive bei dem Zyklus von Untersuchungen „Familienplanung im Lebenslauf“, die wir im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung mit ihrem Referat „Sexualpädagogik und Familienplanung“ durchgeführt haben. Ich möchte zunächst den Forschungskontext vorstellen, dann die Gliederung des Vortrags und anschließend die einzelnen Punkte vertiefen.

Das *Sozialwissenschaftliche FrauenForschungsInstitut* ist Teil eines größeren An-Instituts an der Evangelischen Fachhochschule in Freiburg, der Kontaktstelle praxisorientierte Forschung, derzeit in Umbenennung in Forschungs- und Innovationsverbund an der Ev. Hochschule, Freiburg. Dieser Verbund hat fünf Unterabteilungen, z.B. das Zentrum für zivilgesellschaftliche Entwicklung ZZE oder den Arbeitsschwerpunkt Pflege und Gerontologie AGP. Es ist ein Drittmittel-Forschungsinstitut, das heißt alle Projekte werden im Auftrag z.B. von Stiftungen, Ministerien oder Behörden durchgeführt. SoFFI F. als Teilinstitut wurde 1995 gegründet und wird von mir geleitet.

SoFFI F wiederum gliedert sich in thematische Abteilungen gemäß der hauptsächlichen Forschungsbereiche:

- Familie, Familienplanung und Biografie
- Gewalt in Geschlechterbeziehungen
- Jugend, Geschlecht, Bildungschancen

- Gesundheit
- Sonstige Themen

Migration ist ein Querschnittsthema (verweis auf die Homepage im Aufbau).

Wenn ich im Folgenden auf die Studien zu Familie und Familienplanung eingehe, dann vor allem auf einen Zyklus von vier Studien sowie eine weitere, neuere Studie:

- 1991-1994 Deutsche Studie zu Infertilität und Subfekundität (BMFT; Kooperation: NORDIG-Institut für Prävention; federführend, Hamburg; Institut für Sozialmedizin, Universität Rostock, Abt. für Med. Soziologie, Universität Freiburg)
- 1998-2001 „frauen leben – Familienplanung im Lebenslauf" (BZgA, Kooperation: SoFFI K, federführend, Freiburg), NORDIG-Institut für Prävention, Hamburg, Forschungsstelle Partnerschafts- und Sexualforschung, Leipzig)
- 2001-2004 „männer leben – Familienplanung im Lebenslauf" (BZgA, Kooperation: SoFFI K/Institut für Soziologie der Universität Freiburg, federführend, Forschungsstelle Partnerschafts- und Sexualforschung, Leipzig ; Zentrum für Ruhrgebietsforschung der Ruhr-Univ. Bochum)
- 2006 - 2009 Familienplanung und Migration im Lebenslauf ((BZgA, Kooperation: SoFFI K/Institut für Soziologie der Universität Freiburg, federführend)
- 2003-2006 Familiengründung im Studium (Landesstiftung Baden-Württemberg)

Befragt wurden jeweils 20- bis 44jährige Frauen und 25- bis 54jährige Männer. Der Ansatz ist regional repräsentativ, das heißt die Befragung wurde in mehreren Regionen Deutschlands (Ost- und Westregionen) durchgeführt. Dies ermöglicht einen Regionenvergleich, aber keine bevölkerungsrepräsentativen Aussagen.

In der ersten, der DESIS-Studie wurde das besondere Vorgehen entwickelt, das die ersten drei Studien dann gemeinsam haben: Bei einer größeren Zufallsstichprobe wurde in einem ersten Schritt eine standardisierte Telefonbefragung (N= ca. 1.500) durchgeführt. Gegenstand der Befragung war der reproduktive Lebenslauf mit seinen Altersdaten zu z.B. Ereignissen wie Heirat, Geburten, Trennungen etc., zu dem retrospektiv Daten erhoben wurden.

Am Ende der telefonischen Befragung wurde jeweils nach der Bereitschaft gefragt, an einem qualitativen Interview teilzunehmen. Es wurden dann jeweils etwa 100 der standardisiert

Befragten auch qualitativ interviewt (teilnarrativ, Leitfaden). Die Interviews enthalten die biografische Erzählungen über das Aufwachsen, die Partnerschaften, Kinder, Schwangerschaftsabbrüche, Familie etc. Anders als in den üblichen familiensoziologischen Studien sind auch Schwangerschaftsabbrüche, Fehlgeburten und Phasen von Infertilität Thema und ebenso die Intendiertheit von Schwangerschaften. Dies läuft auf eine umfassendere biografische Perspektive hinaus, die mehr umfasst als nur die Familiengründung. Reproduktive Biografien und reproduktive Lebensläufe haben auch diejenigen, die keine Familie gründen.

Die beide methodischen Schritte können aufeinander bezogen werden, das heißt zum Beispiel: Standardisiert können Phasen nach biografischem Alter ausgewertet werden, aus den qualitativen Interviews können Vorstellungen von dem Ablauf des Lebens („Biografiekonzepte“) und soziale Altersnormen (z.B. „zu spät“) rekonstruiert werden. Die standardisierte Erhebung ermöglicht einen Vergleich der Struktur der Lebensläufe mit der Länge von Phasen und der Lage von Übergängen, aus den qualitativen Interviews lassen sich subjektive Biografie- und Phasenkonzepte, subjektive Altersnormen und Vorstellungen von der Planbarkeit und Machbarkeit von Kindern rekonstruieren. Bei der relativ großen Stichprobe von ca. jeweils 100 Frauen und Männern lassen sich Deutungsmuster nach Bildung und nach Ost und West kontrastieren.

Die drei Studien „frauen leben“, „männer leben“ und „Familienplanung und Migration im Lebenslauf“ wurden von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Auftrag gegeben. Für uns waren diese Aufträge im wissenschaftlichen Sinn Glücksfälle, als die BZgA im Jahr 1991 den gesetzlichen Auftrag der Prävention von Schwangerschaftsabbrüchen bekam und in der dann neu gegründeten Abteilung „Sexualpädagogik und Familienplanung“ Grundlagenwissen für lebensweltorientierte Maßnahme benötigte. Das bedeutete für uns, dass wir die in der DESIS-Studie entwickelten Herangehensweisen weiterführen und weiterentwickeln konnten, zunächst nur für Frauen, dann für Männer und aktuell für Migrantinnen.

Diese derzeit laufende Studie „Familienplanung und Migration im Lebenslauf von Frauen, wiederum im Auftrag der BZgA (Kooperation: SoFFI K/Institut für Soziologie der Universität Freiburg) hat ein modifiziertes Design mit erst einem qualitativen und dann einem standardisierten Erhebungsschritt. Der Titel zeigt schon an, dass wir nicht von „Migrantinnen“ sprechen, sondern danach fragen, wie sich Familienbildung (Familiengründung und -erweiterung) und Migration (eigene Migration, Migration der Eltern)

als biografische Ereignisse zueinander verhalten, denn beides sind Formen den Lebenslauf und die Geschlechterbeziehungen zu gestalten. Dies wird zum einen der Tatsache gerecht, dass der Gegenstand „Migrantin“ oder die Hilfskonstruktion „Migrationshintergrund“ methodisch zunehmend schwerer zu bestimmen ist und mit einem zunehmend stärkeren Auseinanderklaffen von subjektivem Erleben als „Fremde“ und objektivem Rechtsstatus zu rechnen ist. Zum anderen bahnt es den Weg, die Frage weiterzudenken und auf alle Formen von Migration, auf Binnenmigration in unterschiedlichsten Formen und ebenso auf Mobilität zu beziehen, die aus Lebensphasen beschränkt ist, und so einen allgemeinen Erklärungsrahmen von Mobilität, Sesshaftigkeit und Familie im Lebenslauf zu entwickeln, wobei das, was unter „ethnischer Migration“ verstanden wird, nur ein Teilaspekt ist.

Zu erwähnen ist noch weitere Studie: 2001 - 2003 befragten wir im Auftrag der Landesstiftung Baden-Württemberg Studentinnen und Studenten mit einem Kind unter drei Jahren zu dem Thema „Familiengründung im Studium“ - ein Thema, das eine starke biografische Komponente hat, denn in den alten Bundesländern gilt die Familiengründung im Studium als „verfrüht“. Ich werde mich auf diese Studien beziehen (Hinweis auf Veröffentlichungen auf unserer renovierten Homepage Ende Mai).

Sie sehen, dass wir etwas abseits des Mainstreams der Familiensoziologie unsere Forschungen begonnen haben, von Anfang an mit einer breiteren Perspektive von Familienplanung als „Gestaltung der reproduktiven Lebensläufe“, mit einem breiten Verständnis von reproduktivem Handeln, das nicht nur Zeugung und Empfängnis und Geburt von Kindern einschließt, sondern Verhütung, Schwangerschaftsabbrüche sowie Partnerschaftskonstitution und -auflösungen. Das Material bezieht sich überwiegend auf heterosexuelle Paare, wir haben aber auch Interviews mit homosexuellen Frauen und Männern geführt. Die Grundgedanken lassen sich übertragen auf homosexuelle Partnerschaften oder eine Abfolge hetero- und homosexueller Partnerschaften im Lebenslauf.

Die Gliederung der folgenden Vorlesung

1. Geschlechterbeziehungen in reproduktiven Biografien/ Lebensläufe“ – der Rahmen
2. Als erster und wichtiger Übergang und erste grundlegende Veränderung der Ebenen der Geschlechterbeziehung: die sexuelle Initiationsbeziehung aus der Sicht von Frauen und Männern: Ängste und hierarchische und andere Bewältigungsmuster

3. die folgenden Veränderungen der Geschlechterbeziehungen: die Dynamik der Abfolge von Partnerschaften als Verstetigungsprozess und die spezifischen Konstruktionen einer Zeit der „Freiheit“ (= Jugend) und einer Zeit der „Sesshaftigkeit“ (= Familie) in ihrer Bedeutung für Frauen und Männer und ihre Beziehung zueinander,
4. und als weiterer Übergang: die Geburt des ersten Kind, also die Familiengründung, und die daraus folgenden Veränderungen der Geschlechterbeziehungen mit einem kleinen Exkurs zum Kindschaftsrecht und allein erziehenden Müttern.
5. Bilanz und Ausblick: In allen drei inhaltlichen Punkten werden grundsätzliche Asymmetrien zwischen Frauen und Männer erkennbar und es lässt sich zeigen, wie die Formen der Geschlechterbeziehungen einerseits der Bewältigung dieser Asymmetrien dienen, andererseits aber Asymmetrien in den Geschlechterbeziehungen hervorbringen.

1. Geschlechterbeziehungen in reproduktiven Biografien/ Lebensläufe“ – der Rahmen

Warum macht es Sinn, Familie als Phase eingebettet in reproduktive Lebensläufe zu betrachten? Unstrittig ist bei allen Diskussionen um das historische Schicksal von Familie eines, nämlich dass die klassische Kleinfamilie mit Vater und/oder Mutter und Kind bzw. Kindern, eine immer begrenztere Zeitspanne im Leben von immer weniger Menschen umfasst (Lit.). Es gibt weitere Lebensformen und inzwischen ist die Phase des unverheirateten Zusammenlebens ohne Kind in den westlichen Industriegesellschaften weitgehend biografisch vor einer Familiengründung verankert. Das heißt nicht, dass jede nichteheliche Lebensgemeinschaft in eine Familie übergeht, aber umgekehrt geht vielen Familiengründungen eine solche spezifische Form der Partnerbindung voraus. Der Weg zur Familie zergliedert sich so in mehrere Übergänge: in mehrere Entschlüsse zusammenzuziehen und möglicherweise in mehrere Trennungen, dann in den beschlossenen oder nicht beschlossenen Eintritt einer Schwangerschaft, und in den Entschluss, diese Schwangerschaft auszutragen.

Möglicherweise hat sich der historische „Rückzug“ von Familie als nunmehr eine umrissene, mit der Gesamtlebenszeit verglichen relativ kurze Phase mehr mit der Veränderung dieser Übergänge, z.B. mit der Ausdehnung von Jugend zu tun, als mit der Institution Familie als

solcher. Das heißt: Die Veränderungen von Familie sind untrennbar verbunden mit einer Veränderung der Lebensläufe bzw. genauer: mit einer Veränderung der unterschiedlichen privaten Lebensformen *in ihrer Abfolge im Lebenslauf*. Der erweiterte Gegenstand der Familiensoziologie wäre das, was wir „reproduktive Biografien“ oder „reproduktive Lebensläufe“ genannt haben, was auch Lebensläufe ohne eine Phase des Lebens mit Kindern einschließt. Die Frage der ab- oder zunehmenden Bedeutung von Familie führt dann zu der Frage nach der Institutionalisierung und De-Institutionalisierung von Lebensläufen und zur Bedeutung von Familie als einer institutionalisierten Lebensphase. Hier kann die Familiensoziologie anschließen an die Soziologie des Lebenslaufs und an die aktuellen Diskussionen auf der Basis der Vorlagen, die Martin Kohli in den 90er Jahren geliefert hat.

Diese privaten Lebensformen, wie Schneider sie versteht, sind jeweils Konfigurationen (Elias) von Geschlechter- und in manchen Fällen Generationenbeziehungen (einschließlich gleichgeschlechtlicher Beziehungen, die auch als Geschlechterbeziehungen gelten) mit spezifischen Merkmalen. Damit strukturieren, organisieren und institutionalisieren - mehr oder weniger fest - diese Lebensformen jeweils die Geschlechterbeziehungen in einer Gesellschaft auf eine je eigene Weise. Damit geht es nicht nur um die Abfolge von privaten Lebensformen, sondern um die Abfolge von Organisationsformen von Geschlechterbeziehungen. Wir können analysieren, wie sie aufeinander folgen, wann und wie sie ineinander übergehen und was die Voraussetzungen für solche Veränderungen der Beziehungen sind. Dieser strukturellen Ebene entspricht auf der Handlungsebene die Frage, inwieweit in diesen Lebens- als Beziehungsformen jeweils spezifische und spezifisch in der Interaktion verbundene Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit produziert werden. Insgesamt heißt das, dass die allgemeine Definition von Lebenslauf als strukturierte Abfolge von Phasen mit Übergängen (Hunink) hier auf eine spezifische Weise gefüllt wird: als Abfolge von Lebensformen, die als typische Muster der Gestaltung von Geschlechterbeziehungen verstanden werden.

Eine Hintergrundsfolie, die den Gedanken verdeutlicht, liefert das kulturell verankerte Schema von der „freien“ Jugend die im Kontrast steht zur „Sesshaftigkeit“ der Familie. Die Beschränkung der Familiensoziologie nur auf Familie selbst als konstituierter Familie - „Familie ist da, wo Kinder sind“ - , macht blind für dieses Spannungsverhältnis zwischen den beiden Lebensphasen. Dabei ist die Familiengründung nicht nur als *Beginn* einer Lebensphase, sondern - und das kann entscheidend sein - ebenso als *Ende* der vorangegangenen (Adoleszenz-)Phase. Die familiensoziologische Diskussion des „Geburtenaufschubs“ kann mit der jugendsoziologischen Konstatierung eines verlängerten

psychosozialen Moratoriums verknüpft werden. Gerade angesichts der Verwerfungen der Lebenslaufphasen Teil-Übergänge von der Jugendphase in das Erwachsenenalter werden vorverlegt, andere aufgeschoben (Fuchs, 1985: 261f) - macht es Sinn, das Verhältnis von Jugend und Familienphase näher zu untersuchen (z.B. Marbach & Tölke, 1996 zu Partnerschaftsverhalten in der jugendlichen Verselbständigungsphase). Witzel & Kühn (2001: 62) arbeiteten aktuell die Bedeutung von Kinderlosigkeit „als Moratorium auf dem Weg zum Erwachsenenleben“ bei jungen Frauen und Männern heraus. Bertram (###) hat in einem Vergleich der Familienpolitik in mehreren europäischen Ländern festgestellt, dass in Deutschland die auch fiskalisch produzierte Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern während der Ausbildungsphase dazu beiträgt, dass Familien spät oder gar nicht gegründet werden.

Wenn wir hier einen Bogen bezogen auf die biografischen Formen der Geschlechterbegegnungen und -beziehungen spannen, dann sehen wir an dem späteren Ende eine Familiengründung, die sich als eine Transformation der Geschlechterbeziehungen fassen lässt. In einem weniger oder stärker deutlichen Ausmaß und mit einem mehr oder weniger gestreckten, weichen oder verkürzten, scharfen Übergang muss eine „jugendliche“ Männlichkeit oder Weiblichkeit transformiert werden in eine „Familien-Männlichkeit“ oder „Familien-Weiblichkeit“ mit veränderten Beziehungen von Frau und Mann zueinander (dies ist gebunden an den Topos der Verantwortung für ein Kind und gilt genauso für homosexuelle Paare und in einer weniger in der direkten Geschlechterinteraktion angesiedelten Weise auch für Alleinerziehende). Auf der anderen, früheren Seite sehen wir ebenfalls eine Transformation von Weiblichkeit und Männlichkeit mit der sexuellen Initiation. Die Initiation trennt von der Kindheit und führt in die Jugendphase, die gekennzeichnet ist von der Sexualisierung des Körpers und der Beziehungen der Mädchen und Jungen - eine schwierige Phase, in der, so die These, die spezifischen Formen der Gestaltung der Geschlechterbeziehungen gleichzeitig der Bearbeitung der Unsicherheiten dienen. In der Jugendphase selbst verändern und verstetigen sich die Geschlechterbeziehungen. Eine Schlüsselbedeutung kommt hier dem „Imperativ der sexuellen Erfahrenheit“ und der Aneignung von sexuellem und Geschlechterwissen zu, wobei aus einer Erfahrungsdifferenz eine Überlegenheit hergeleitet werden kann. Von der Deutung her ist die Familiengründung eine Festlegung und damit - aus der Perspektive der Jugend - ein Ende der Offenheit und der Möglichkeiten, vielfältige sexuelle Erfahrungen zu sammeln. Die Praxis verhält sich natürlich ungleich komplizierter und hält sich nicht an diese Deutungen: Weder beschränkt sich das Sammeln von Erfahrungen auf die Jugend, noch ist mit der Familiengründung das Ende der

Transformationen von Geschlechterbeziehungen erreicht. Die Transformationen in und am Ende der Familienphase (Stichwort: Altersmatriarchat) sollen hier aber außer acht bleiben.

2. Die Initiationsbeziehungen

Zunächst widmen wir uns der Transformationen der Geschlechterbeziehungen in der Initiationsbeziehung, wobei „Beziehung“ nichts aussagen soll über die Nähe, Dauer und emotionalen Qualität der Verbindung. Dannenbeck und Stich (2002) gehen davon aus, dass es heute keine Initiation mehr gibt und dass eine „herausgehobene Betrachtung des ersten Geschlechtsverkehrs vielfach nicht einmal dem Erleben und den Deutungen der Mädchen und Jungen selbst entspricht.“ (Dannenbeck/Stich 2002: 38): Zu zergliedert sind die einzelnen Übergangsschritte, mit denen sexuelle Erfahrungen gesammelt werden, zu zerstückelt ist damit die Statuspassage hin zur sexuell erfahrenen Frau bzw. zum sexuell erfahrenen Mann. Die klassischen Merkmale der Initiation - die Dreigliederigkeit Trennung - Absonderung - Rückkehr als Verwandelte/r, der symbolische Tod und die Bewährungsprobe (VanGennep 1986) - sind längst verschwunden.

Hier wird eine andere Position bezogen: Ich gehe mit Mario Erdheim (1984) und Bruno Bettelheim (1990) davon aus, dass es gesellschaftlich verankerte Formen gibt, in denen Probleme des Übergangs in den Erwachsenenstatus abgearbeitet und kollektive Ängste bewältigt werden und der Übergang in den sexuellen Erwachsenenstatus organisiert wird. Dies gilt gerade auch dann, wenn junge Menschen „das erste Mal“ als „nichts Besonderes“ empfinden und der Übergang in kleine Schritte zerlegt wird. Das heißt: Es gibt unterschiedliche Formen, den Übergang zu gestalten, die mehr oder weniger klar die klassische „Initiationsform“ zeigen, die aber jeweils die gleiche Funktion erfüllen.

Um die Brisanz der Geschlechterbeziehungen zu verstehen, ist es notwendig, auf den Kontext des Übergangs zu verweisen, der schon Unterschiede für junge Frauen und Männer aufweist. Bei jungen Männern steht im Vordergrund die Angst vor Beschämung - und zwar nicht unbedingt durch die Partnerin, sondern durch die Peers, die als „öffentliche Arena“ (…) fungieren und die einen Druck in Richtung von Männlichkeitsbeweisen ausbauen. Für Mädchen geht es eher um Ängste, ausgenutzt und benutzt zu werden und nicht in einem schlechten Ruf zu geraten. Für beide Geschlechter ist der Kern der Ängste die Diskreditierbarkeit - einmal als Mann, der sexuell erfahren und kompetent ist, das andere Mal als Frau, die nicht prostitutiv und einfach zu haben ist.

Vor diesem Hintergrund sind die Narrative zum ersten Geschlechtsverkehr in den Erzählungen der Frauen und Männer einzuordnen. Bei Männern gibt es zwei Erzählformen: einmal die Erzählfigur der „Verführung“ durch eine ältere, erfahrenere Frau und dann die Erzählfigur „Gemeinsames, gegenseitiges und konsensuelles Erkunden“. Bei den Frauen dominiert diese zweite Erzählfigur, daneben gibt es nur als zweites Motiv mit einer vergleichsweise geringen Verbreitung „erzwungener Geschlechtsverkehr“. Diese Motive lassen sich für die Männer etwa quantifizieren, weil wir im Standardisierten nach der Art der Beziehung und der Altersdifferenz zur Partnerin beim ersten Mal fragten. In 56% der Episoden fand die Beziehung in einer festen Partnerschaft statt, überwiegend mit einer jüngeren oder gleich alten Frau, in 20% in einer lockeren Partnerschaft mit einer älteren Partnerin (die restlichen Prozent verteilen sich auf andere Konstellationen). [1]

Die Funktion der Initiationsformen zur Bewältigung der Ängste ergibt sich daraus, dass bei dem gemeinsamen Erkunden im Rahmen einer festen Beziehung der Statusübergang in vielen kleinen Schritten mit kleinen Risiken abgearbeitet wird. Und auf jeder Stufe gibt es neue diskursive Absicherungen der Gemeinsamkeit und das Einholen des Einverständnisses bedeutet auch die Sicherheit, von der festen Partnerin nicht beschämt zu werden. Der Erfolg dieser Lösung liegt gerade darin, dass der erste Geschlechtsverkehr in Laufe der sexuellen Erprobungen in der Beziehung dann nichts Besonderes mehr sein muss, sondern sich „einfach“ ergibt – die Ängste sind dann nämlich erfolgreich zum Verschwinden gebracht worden. Bei dem Verführungsmotiv liegt die entlastende Funktion darin, nicht verliebt zu sein, keine Bindung einzugehen, sich möglicherweise nie wiederzusehen. Das ermöglicht es, einem Misslingen oder Versagen keine zu große Bedeutung beizumessen, das heißt, die Episode kann abgewertet, bagatellisiert oder durch ein „richtiges erstes Mal“ ersetzt und die initiierende Frau kann abgewertet und denunziert, symbolisch vernichtet und damit wieder Überlegenheit hergestellt werden (vgl. Dannenbeck/Stich 2002: 71). Für junge Frauen bietet der Rahmen der festen Beziehung die Möglichkeit, die Ernsthaftigkeit der Intention des Partners ausgiebig zu prüfen oder sogar ihn auf die Probe zu stellen, ob er „warten“ kann.

[1] Angaben aus einer Schweizer Studie eignen sich besser, um die Initiationsbeziehungen von Mädchen und Jungen zu vergleichen (Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Lausanne 1997). Bei jungen Frauen fand der erste Geschlechtsverkehr eher in einer festen Beziehung stattfindet als bei jungen Männern (zu 85% versus 64%). 36 Prozent der 16- bis 20jährigen jungen Männer mit entsprechenden Erfahrungen hatten ihre Initiation nicht mit einer festen Partnerin erlebt und von diesen Männern bezeichneten16 Prozent die Partnerin als „Unbekannte“ und 7 Prozent als Prostituierte.
Der Studie „Jugendsexualität“ der BZgA zufolge (BZgA 2006: 90, Befragung von 14 bis 17Jährigen; mit etwas anderen Kategorisierungen); Befragung 2005) fand der erste Geschlechtsverkehr bei 64% der Mädchen und 51% der Jungen in einer festen Beziehung statt. Rechnet man die Kategorie „gut bekannt“ dazu, kommt man auf 91% bei den Mädchen und 80% bei den Jungen. Bei 19% der Jungen und 8% der Mädchen war die Partnerin resp. der Partner flüchtig oder nicht bekannt.

Ohne weiter ins Detail zu gehen, soll unter der Perspektive der Transformation von Geschlechterbeziehungen festgehalten werden, dass sich bei dieser ersten Transformation bereits eine asymmetrische Ausgangsposition der Geschlechter daraus ergibt, dass Weiblichkeit und Männlichkeit in diesem Alter auf unterschiedliche Weise diskreditierbar sind. Die Lösungen für das Diskreditierbarkeitsproblem werden gerade so konstruiert, dass sich daraus eine asymmetrische Geschlechterbeziehung entwickelt.

Diese Asymmetrie liegt darin, dass zur Konstitution von Männlichkeit die sexuelle Erfahrenheit als Form, Überlegenheit herzustellen, dazugehört. Bei den *jungen Männern* die initiierende Partnerin älter und erfahrener war, wurde dies nicht als reguläre Beziehung wahrgenommen, sondern als einmalig oder zumindest zeitlich befristete, *vor allem funktionale* Begegnung definiert, die vor allem den jungen Mann von dem Stigma der sexuellen Unerfahrenheit befreien sollte, damit er dann anschließend mit dem Status des Erfahrenen eine feste Partnerschaft eingehen kann. Wenn bei *den jungen Frauen* der Partner älter und erfahrener war, widersprach dies dagegen nicht einer dauerhaften und regulären Beziehung, im Gegenteil: die Partner der jungen Frauen waren überwiegend älter.

Sexuelle Erfahrenheit ist auf vielfache Weise mit Männlichkeitsmythen verbunden, die das herstellen einer Überlegenheit über Frauen zum Fokus haben. Doch zeigen gerade die festen Initiationsbeziehungen von jungen Männern als Beziehungen zu jüngeren oder gleichaltrigen Frauen, dass dieses Motiv nicht diese Schärfe hat und es vielleicht eher darum geht, eine sexuelle Unterlegenheit unter Frauen zu vermeiden. Der Erfahrenheitsimperativ verlängert sich heute bei Jugendlichen in der Forderung nach „rücksichtsvollen Männern“, dahingehend, dass diese die sexuellen Bedürfnisse der Partnerin Kompetenz und einfühlsam sich zu eigen machen und sie erfüllen können (Dannenbeck/Stich: 100).

Die erste Transformation der Geschlechterbeziehungen mündet zumindest in zwei Asymmetrien, die entlang der Linie der Erfahrungs- und Altersdifferenz funktionieren: Jungen haben überwiegend einen Altersvorsprung und eine feste, reguläre Beziehung mit einer sexuell überlegenen Frau ist selten. Mädchen orientieren sich - auch wegen des Reifungsvorsprungs - eher an älteren Freunden, räumen also den Altersvorsprung ein und sichern sich gegen die weibliche Form von Diskreditierbarkeit eher über feste Partnerschaften ab. Diese Asymmetrie setzt sich fort in der Phase der Verstetigung der Geschlechterbeziehungen.

3. Der Prozess der Verstetigung der Geschlechterbeziehungen in der Jugend

Die Phase zwischen den ersten sexuellen Beziehungen und einer Eheschließung wird üblicherweise als „serielle Monogamie“ beschrieben. Das heißt: mit Erwartungen bezogen auf Treue und Ausschließlichkeit verbundene Partnerschaften folgen aufeinander. Diese Beschreibung verpasst aber die Dynamik innerhalb dieser Phase, die sich aus den qualitativen Interviews, aber auch aus den standardisierten Daten als ein Prozess der Verstetigung rekonstruieren lässt.

Frauen beantworteten die retrospektiv gestellte Frage hin, ob sie in ihrer Jugend eine Beziehung mit gegenseitiger Treue wünschten, zu mehr als drei Viertel positiv (Helfferich et al. 2001: 58)[2], bei Männern waren es mit knapp drei Fünftel etwas weniger, aber immer noch die Mehrheit (Helfferich et al. 2005: 87); dieser Wunsch nach Treue war bei beiden Geschlechtern unabhängig von der Generationszugehörigkeit bzw. er war bei den jüngeren Frauen von der Tendenz her sogar noch etwas stärker als bei den älteren. Der Wunsch nach einer dauerhaften Beziehung („Mit 17 wollte ich eine Beziehung möglichst für immer“) nahm dagegen bei den Frauen von 58% der 40- bis 44Jährigen auf 43% der 20-24Jährigen ab. Auch bei den Männern nahm dieser Wunsch ab, wenngleich auf niedrigerem Niveau insgesamt, nämlich von 38% bei den 45- bis 54Jährigen auf 25% bei den 25- bis 34Jährigen.

Den Generationenwandel bestätigen auch die Angaben auf die Frage hin, wie viele feste Partnerschaften die befragten Frauen und Männer hatten (falls verheiratet: einschließlich dieser Ehe; bei „frauen leben“ haben wir die gesamte Beziehungsbiografie mit ihren Eckdaten erfasst) gefragt. Die älteren Frauen wie Männer hatten häufiger nur eine feste Partnerschaft - bei Männern geht der Anteil derer mit einer festen Partnerschaft zurück von 35% bei den 45- bis 54Jährigen auf 28% bei den 25- bis 34Jährigen. Frauen wie Männer mit einer höheren Bildung hatten mehr feste Partnerschaften als diejenigen mit einer niedrigeren Bildung. Mehr fest Partnerschaften bedeutet auch: mehr Phasen ohne Partnerschaft - insgesamt war die Partnerbiografie der Frauen und Männer im Westen mit einer hohen Qualifikation am „phasenreichsten“.

Wir sehen bei den statistischen Daten Unterschiede in der Beziehungsbezogenheit von Frauen und Männern, aber auch Gemeinsamkeiten. Doch erst die qualitativen Interviews helfen uns bei der theoretischen Verortung dieser Unterschiede weiter - sie erst zeigen die *Bedeutung,* die den festen Partnerschaften, der Bindung oder der eben der Unverbindlichkeit zukommt.

[2] Skalenplatz 1 auf einer 6stufigen Skala

Bei den biografischen Erzählungen der Männer, weniger deutlich in den Erzählungen der Frauen läst sich eine Einteilung der Beziehungen in zwei Kategorien rekonstruieren:

- für die eine Kategorie „bloß zwei Wochen, dann wieder was anderes“, „hin und wieder mal ein Mädel haben“, „nur Freundin“, allgemeiner: „locker“, „lose“, „kurz“, „wechselnd“, „oberflächlich“, „zwangsläufig wechselnd“, „Das ging mal so ein halbes Jahr, mal ein Jahr. Und dann war wieder Schluss.“ (1-A/M-4)
- für die zweite Kategorie: „feste Beziehung“, „die große Liebe“, „richtige Liebe“, allgemeiner „was Festes“, „feste Absichten“, „längerfristig, lang anhaltend“, „kontinuierlich“, „richtig“, „tief“, „die Frau für’s Leben“.

Diese Kategorien werden implizit als Gegensätze gehandelt und in ein zeitliches Nacheinander gebracht, wodurch ein Phasenkonzept entsteht: In einer ersten Phase geht es überwiegend darum, Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht zu sammeln (Festigungs- und Erfahrungsphase). Es dominieren „lose“ Beziehungen, die überwiegend einen eher instrumentellen Charakter haben. In der subjektiven Selbstdarstellung für diese Phase wird die „Offenheit“, das „Sprunghafte“, die „Ungebundenheit“ und die „Freiheit“ betont; Rahmung ist häufig die kollektive Freizeitgestaltung und Männlichkeitsinszenierung in der Gemeinschaft der (männlichen) Gleichaltrigen. Impliziter Gegenhorizont sind die erst in der folgenden Phase der Beziehungsbiografie erfahrenen Festlegungen. In der weiteren Entwicklung der Festigungsphase werden die Beziehungen langfristiger und „fester“, was zugleich den – z.T. fließenden – Übergang zur Festlegung ausmacht (Festlegungsphase). Das Zusammenziehen, die Eheschließung und/ oder ein Kind sind wesentlich Schritte dieser Festlegung. Der Alltag wird zunehmend aufeinander abgestimmt, die Haushaltsführung in irgendeiner Form aufgeteilt und in der Regel gemeinsamer Besitz gebildet.

Letztlich steht hinter diesem Konzept eine Zweiteilung in die Lebensphasen Jugend und Erwachsenenalter. Im Jugendalter geht es darum, etwas zu lernen, Jugend gilt als Vorbereitungsphase für das Erwachsenenalter (sehen wir einmal davon ab, dass es hier einen sozialen Wandel in dem Sinn gibt, dass unklarer wird, auf was vorbereitet wird - auch das ist eine Frage der Biografieforschung). Jugend als Lernphase kann mit unterschiedlichen, teilweise auch vereinbaren Elementen verbunden sein. Einmal ist es der Topos der Freiheit und der Eroberung der Welt, des Umherschweifens und der Ungebundenheit, das andere Mal der Topos des Lernens im Sinne des Erwerbs von Qualifikation und Status. Dem lässt sich die Familienphase gegenüberstellen, die semantisch polar konstruiert ist mit den Topoi des Verzichts auf Umherschweifen, mit der Übernahme von Verantwortung, mit dem Sesshaft

werden. Der Übergang von der Jugendphase in die Familienphase ist - mehr oder weniger deutlich - als eine Transformation von einer Eroberer- oder einer „wilden“ Männlichkeit hin zu einer Männlichkeit als Vater, der Verantwortung trägt. Gestaltet. „Mehr oder weniger“ deshalb, weil z.B. bei einer starken Akzentsetzung beim lernen und Statusgewinn dies auch schon in Bezug gesetzt werden kann zu einer späteren Familiengründung; diese Männlichkeit ist weniger an der Eroberung orientiert und hat möglicherweise auch schon Elemente von Verantwortung in die Jugendphase verlagert. Die Zweierbeziehung steht in dieser Jugendphase immer gegen die gemeinsamen Aktivitäten in der Männergemeinschaft, mit einem unterschiedlich ausgestalteten Konkurrenzverhältnis beider Beziehungswelten. Der Transformationscharakter der Männlichkeit am Übergang zu Familie wird deutlich in der symbolischen Ausgestaltung des „Junggesellenabends“, mit dem der Abschied aus der Männergemeinschaft begangen wird und der Übergang in die private Beziehung zu einer Frau. Ein anderer Hinweis aus der Delinquenzforschung: Der „angry young man“ wird deutlich milder, wenn er eine feste Freundin und erst recht, wenn er ein Kind hat. Diese Leistung einer Zähmung wird in der englischen Jugendsoziologie des CCCS ausführlich gewürdigt.

Es existieren in den Interviews - nach Ost und West etwas unterschiedlich - durchaus auch Vorstellungen von einem angemessenen biografischen Alter für einen solchen Übergang, und häufig wird dabei das magische Alter von 30 Jahren genannt („ich wollte nicht vor 30…“ etc.).

In diesem Verstetigungsprozess wandelt sich die Art der Beziehung zu der Partnerin: Sie wird von einem Stoff, aus dem Erfahrungen gemacht sind, zu einer Person, für die Verantwortung übernommen wird. Das Phasenkonzept besagt unter dem Aspekt der Männlichkeitskonstrukte und Geschlechterbeziehungen, dass ein Mann ein Mann sein muss, bevor er ein Ehemann und ein Vater werden kann. Er muss Erfahrungen haben, in der Welt herum gekommen sein, er muss etwas erreicht haben, er muss genug haben, um sich niederlassen zu können. Geschlechtertheoretisch lässt sich das so interpretieren: Er muss einen - von anderen Männer, von der Partnerin - anerkannten und gesicherten Status haben, so dass eine Bindung und Nähe an eine familiäre Beziehung nicht gefährlich ist. Schließlich hat sich die jugendliche Männlichkeit gerade in der Abtrennung von der und im Verlassen der Herkunftsfamilie konstituiert - eine Rückkehr zu familiären Bindungen, nun mit einer *eigenen* Familie, ist dann möglich, wenn der „bindende Zauber“ (Stierlin) von Familie durch den erreichten Status als Gegenzauber gebannt werden kann und wenn die eigene Dominanz gesichert ist. Dies

bedeutet immer auch, dass das Verhältnis zu der Partnerin wenn schon nicht als Überlegenheit, dann doch zumindest als Ausschluss einer Unterlegenheit gestaltet ist.

Für Frauen gilt in den jüngeren Generationen eine ähnliche Zweiteilung, die inhaltliche Ausgestaltung trägt aber etwas andere Akzente. Die erste Phase wird ebenfalls mit Freiheit und Erleben assoziiert, aber stärker die Frage der Ausbildung und beruflichen Etablierung sowie vor allem auch die Frage der persönliche Reife im Zusammenhang mit einem Verantwortungskonzept betont. Auch Frauen haben heute eine Jugend, die als eine Phase *im Gegensatz zu Familie* konstruiert wird, dennoch ist der Übergang in Familie weniger drastisch. Eine Frauengemeinschaft, von der es Abschied zu nehmen gilt, ist wenig ausgeprägt und Elemente der Verantwortung und Sesshaftigkeit sind stärker bereits in die Jugendphase eingelassen. Weiblichkeit konstituiert sich weniger in der Abtrennung und Abgrenzung von der Herkunftsfamilie, eine Rückkehr in diese Strukturen durch die Gründung einer eigenen Familie ist weniger belastet.

Unter dem Aspekt der Partnerwahl finden wir bei dieser Verstetigung aber eine Fortsetzung jener Asymmetrie, die schon bei der Initiationsbeziehung festgestellt wurde und die als Herstellung von Überlegenheit oder zumindest als Vermeidung einer Unterlegenheit des Mannes interpretiert wurde: Die Partnerin ist jünger - und sie hat keine höhere Qualifikation als der Mann. Bei einer Auswertung der Daten der Studie „Kinderwunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss“ (BZgA/tns EMNID) fanden wir für Männer mit einem Hochschulabschluss im Westen als durchaus verbreitetes Muster die Partnerschaft mit einer niedriger qualifizierte Frau. Bei den Akademikerinnen ist dagegen die Konstellation, dass sie ihrem Partner an Qualifikation überlegen ist, unüblich. Bien und Lange bezeichneten es sogar als „traditionellen Gesetzmäßigkeiten“, dass: „Frauen (…) Männer mit möglichst hoher oder zumindest gleicher Bildung (präferieren), während für Männer auch ein Gefälle im beruflichen Status nach unten akzeptabel ist.“ (Bien/Lange 2005: 3; vgl. Blossfeld/Timm 2003a: 8f.) Insgesamt ist es in den alten Bundesländern ist es nach wie vor wenig verbreitet, dass die Frau eine höhere Qualifikation hat als der Mann. Die Beschränkung dieser Aussage auf den Westen zeigt an, dass die Praxen, Unterlegenheit zu vermeiden, jeweils in ihrem Kontext betrachtet werden müssen.

Halten wir zunächst als Fazit fest, dass sich die Geschlechterbeziehungen verstetigen und verändern, dass aber strukturelle Ungleichheitsaspekte der Geschlechter durchaus kontextabhängig eine Rolle spielen.

Exkurs: Bedeutung einer stabilen Partnerschaft für den Kinderwunsch bei Männern:

Diese Verstetigung und die Voraussetzungen für die Transformation von Männlichkeit bei der Familiengründung ist ein familiensoziologisch sehr wichtiges Thema. Die Existenz einer festen Partnerschaft ist wesentliche Voraussetzung für einen Kinderwunsch. Möglicherweise ist die „Krise der Familie“ oder „die Krise des Kinderwunsches“ eigentlich eine Krise der Partnerschaften in dem Sinn, dass dieser Verstetigungsprozess der Beziehungen und diese Entwicklung von Männlichkeit und Weiblichkeit hin zu einem Punkt, der eine Transformation in Väterlichkeit und Mütterlichkeit ermöglicht, nur noch schwierig zu leisten. Möglicherweise halten Partnerschaften nicht lange genug, um eine Basis für eine Familiengründung abzugeben. Bertram/ Rösler/ Ehlert (2005, S. 10) fassen in ihrem Gutachten zusammen: „Kinderlosigkeit ist in Deutschland auch das Ergebnis von Partnerlosigkeit oder der antizipierten Unsicherheit der Partnerschaft“. Die Gruppen, für die ein höheres Maß an Kinderlosigkeit diskutiert wird - hochqualifizierte Frauen, Männer mit einem geringen Einkommen - sind gerade diejenigen, die auch das größte Ausmaß an Partnerlosigkeit aufweisen (Helfferich/Klindworth/Wunderlich 2004, 24)

Für Männer - und in geringerem Maß auch für Frauen - gilt, dass ein Kinderwunsch von Kinderlosen an Präsenz und Relevanz erst dann gewinnt, wenn sich aufgrund .der Rahmenbedingungen überhaupt eine realistische Chance ergibt, dass ein Leben mit Kindern möglich ist - und das bedeutet für Männer, dass sie eine feste Partnerschaft haben. Etwa ein Drittel der Männer ohne Partnerschaft antworteten bei Eckhard und Klein (2006; Familiensurvey 1988, nur West), dass sie nicht wüssten, ob sie später Kinder wollen, bei Männer mit einer Partnerschaft war es ein zehntel (a.a.O.: 32). Der Kommentar: „Der Wunsch nach eigenen Kindern manifestiert sich bei Männern häufig erst vor dem Hintergrund einer konkreten Paarbeziehung.“ (Eckhard / Klein 2006: 179). Für Frauen galt der Zusammenhang nicht; ihr Kinderwunsch war weniger abhängig von den Realisierungsbedingungen.

Auch andere Studien zeigen die Bedeutung der Festigung und Stabilität der Partnerschaft: Schaeper / Kühn (2000: 142) bestätigen für beide Geschlechter, dass der Kinderwunsch umso sicherer und die Zeitvorstellungen zur Familiengründung umso konkreter ist, je gefestigter die Partnerschaft ist (nur West; junge Erwachsene nach Abschluss einer beruflichen Ausbildung). In einer repräsentativen Befragung nannten 86% als allgemeine Voraussetzung, die erfüllt sein muss, bevor man Kinder bekommt „Dass die Beziehung stabil ist.“ (BMFSFJ 2005, 8). Umgekehrt stand in der Auswertung des Family and Fertility Survey an erster Stelle der

subjektiven Gründe, die von Kinderlosen gegen Kinder angeführt wurden, das Fehlen eines geeigneten Partners und die Sorge über die Zukunft des Kindes (Dorbritz/Lengerer/Ruckdeschel 2005, 38). Diese Ergebnisse zeigen noch einmal die Bedeutung der Verstetigung von Geschlechterbeziehungen für die Familiengründung. In unserer Terminologie: Bestimmte Entwicklungen von Geschlechterbeziehungen müssen - vor allem bei Männern stattfinden, bevor diese Transformation bei der Familiengründung möglich ist. Für Frauen gilt dies in geringerem Maß, wobei aber Unterschiede zwischen Ost und West zu beachten sind - darauf kommen wir in der nächsten Vorlesung zurück.

4. Die Familiengründung als Transformation von Weiblichkeit und Männlichkeit

Wir kommen nun zu dem schwierigsten, offensten und anregendsten Teil des Vortrags, der sich mit dem komplexen Verhältnis von Männlichkeit, Väterlichkeit, Weiblichkeit und Mütterlichkeit zueinander beschäftigt. Dieses Verhältnis besteht aus mehreren Linien und Konstellationen, es verändert sich historisch ebenso wie die genannten Konstruktionen sich verändern und es kommt neu der Aspekt des Alters und der Generationenabfolge bzw. der Nachfolge in die Diskussion.

Die Transformation von Männlichkeit in Väterlichkeit betrifft das Verhältnis unter Männern und zwar nicht nur unter Gleichaltrigen, die den Vater als männlich anerkennen, sondern auch in der Generationennachfolge. Vätrelichketi ist ältern Männer vorbehalten. Meuser zitiert Tönnies mit der Feststellung: „Der wahre Mann ist der gereifte, ältere Mann“ (Meuser 2006: 28). Er besitzt die „Würde des Vaters“, was die „Würde des Alters“ und die „Würde der Weisheit“ vereint. Als Vater folgt er auf seinen Vater; biografisch konstituiert sich aber Männlichkeit zunächst in der Rebellion gegen den Vater - und paradoxerweise gerade im Namen der Übernahme männlicher Werte. Ein klares biografisches Skript löst das Problem der Nachfolge des Vaters durch den Sohn, der dann selbst Vater wird, wenn die Rebellion auf eine bestimmte Altersphase begrenzt wird, an deren Ende der Wechsel zum Beweis von Männlichkeit durch Zeugung von Kindern und Übernahme von Verantwortung steht. Gleichzeitig ist Familiengründung für Männer auch Ablösung von der Mutter und an ihre Stelle in der nunmehr „eigenen“ Familie tritt die Frau.

Die Transformation von Weiblichkeit in Mütterlichkeit und die biografischen Veränderungen sind weitaus schwieriger zu beschreiben, auch deshalb weil die polarisierten Weiblichkeitsbilder der sexuellen und der mütterlichen Weiblichkeit sich nicht in einer

biografische Abfolge aufteilen lassen, sondern als Konstruktionen nicht in einer Person vereinbar sind.

Inwieweit verändert sich aber die Geschlechterbeziehung als Beziehung zwischen Frau und Mann, wenn sie Vater und Mutter werden? Zunächst einmal gibt es die Beobachtung, dass auch vormals egalitäre Beziehungen beim Übergang in die Elternschaft einen „Traditionalisierungsschub“ erfahren, wobei dies vor allem im Westen zu beobachten ist. Gemeint ist damit, dass mit der Geburt des Kindes die Mutter mit der Erwerbstätigkeit vorübergehend pausiert und der Vater sich vor allem dabei engagiert, das materielle Auskommen der Familie zu sichern. Dieser Traditionalisierungsschub ist in vielen Untersuchungen für die alten Bundesländer bestätigt worden.

(zwei Folien)

Dennoch wäre es zu kurz gegriffen, diese Linie der Transformation von Männlichkeit und Weiblichkeit und von Geschlechterbeziehung als Vater-Mutter-Beziehung auf die Reproduktion der klassischen Geschlechterdifferenz zurechtzuschneiden: Er besinnt sich auf die Ernährerrolle, die ihm eine überlegene Stellung als Autorität des mit patriarchalen Herrschaftsbefugnissen ausgestatteten Familienoberhaupts sichert. Bislang haben wir den Gedanken verfolgt, dass Männlichkeit erworben und mit der Familiengründung in Väterlichkeit transformiert wird und dass gleichzeitig immer wieder eine Differenz in den Geschlechterbeziehungen zu Frauen hergestellt wurde, die dazu dient, eine Unterlegenheit gegenüber Frauen - das wäre eine Beschädigung von Männlichkeit - zu vermeiden. Würde es nicht reichen, diesen Gedanken auch in dem „Traditionalisierungsschub“ bestätigt zu sehen? Wir wären gerade heute angesichts der aufbrechenden Diskussionen um Väterlichkeit nicht wirklich zufrieden mit einem Rekurs auf das 18. Jahrhundert und würden die Veränderungen der Geschlechterbeziehungen beim Übergang von Männlichkeit in Väterlichkeit gern etwas komplizierter sehen.

Es dürfte kaum überraschen, wenn ich - patriarchale Traditionen hin und her - aus der Analyse der qualitativen Interviews komplexere Geschlechterbeziehungen berichten kann. Zum ersten konnten wir rekonstruieren, inwieweit eine prinzipielle Asymmetrie besteht, was den Zugang von Männern zu Familie angeht. Es sei historisch präzisiert, dass die Geschlechterdiffernz nicht entlang der Achse Familie (=Frauensache) und Beruf resp. Öffentlichkeit (= Männersache) verläuft. Der Unterschied besteht vielmehr darin, dass Frauen auf die Familie verwiesen waren, Männer jedoch an beiden Sphären, der Öffentlichkeit UND

der privaten Familienwelt partizipierten, wobei der privilegierte, exclusive Zugang zur Öffentlichkeit ihren Status im privaten Familienbereich sicherte. Immer hatten also Männer teil an diesem „fremden“ Territorium. Tatsächlich sind auch heute Teilbereiche (nicht alle Bereiche!) des „Territoriums Familie“ (Krüger) weiblich konnotiert und damit als aus Männerperspektive fremd (ein geschlechterkonnotiertes Territorium zeichnet sich dadurch aus, dass es für das jeweils andere Geschlecht Zugangsbarrieren aufweist, die variieren können zwischen formellen Zugangsbeschränkungen bis hin zu informellen Ausschlussritualen). Diese Fremdheit bezieht sich auf den Körper mit seinen reproduktiven Funktionen, Geburt, Verhütung und bestimmte Aspekte des Umgangs mit Kindern; in diesen Bereichen wurden die Partnerinnen bezogen auf Handlungsmacht Männern (potenziell) überlegen konstruiert. Zentral ist hier die Verwiesenheit von Männer auf Frauen, wenn es um Kinder geht und sie lässt sich auf den Punkt bringen: Frauen haben Kinder und einen Mann dazu; Männer haben eine Frau und mit ihr Kinder.

Zum zweiten fanden wir aber *zwei* Strategien, sich in diesem fremden Territorium zu bewegen und daran teilzuhaben, und nicht nur *die eine*, bekannte patriarchale Herstellung von Dominanz. Spezifikum der Geschlechterbeziehungen von Männern im besonderen Kontext von „Familie“ schien das Zugleich von Strategien der Herstellung von Abgrenzung bzw. Differenz und zugleich von Strategien der Herstellung von Gemeinschaftlichkeit zu sein.

Die Herstellung von Differenz über Abgrenzung von Weiblichkeit wirft in den sexuellen und familialen Beziehungen Probleme für Männer auf, die mit der Herstellung von Dominanz, aber auch mit der Herstellung von Gemeinschaftlichkeit gelöst werden sollen. Diese „Lösungen“ führen dazu, dass weibliche Dominanz, die möglich wäre, verhindert wird. Die rhetorischen Strategien haben die Funktion, Ängste und Risiken abzuarbeiten und eine diskursive Rückversicherung bei der Partnerin einzuführen. Die Herstellung der Gemeinschaftlichkeit, so die These weiter, stellt in ihrer modernen Fassung zwar nicht mehr die patriarchale Dominanz des 19. Jahrhundert sicher, aber sie verhindert bezogen auf die als fremd und nicht direkt zugänglich konstruierten Felder Verhütung, Kinder und sexuelle Initiation eine Dominanz von Frauen, die Abhängigkeit des Mannes von einer Frau und damit eine Beschämung von Männlichkeit. Auch die Herstellung von Gemeinschaftlichkeit kann so eine Strategie sein, eine männliche Identifikation aufrecht zu erhalten.

5. Bilanz und Ausblick

Kehren wir noch einmal zur zentralen These zurück. Sie lautet, dass die Institution Familie die Geschlechterbeziehungen organisiert, reguliert, ihnen eine Form gibt und sie institutionalisiert. Diese Institutionalisierung ist für Frauen und Männer verbunden mit einer Phasengliederung des Lebenslaufs und mit einer systematischen Veränderung der vor allem heterosexxuellen Beziehungen entlang dieser biografischen Phasierungen. Die wichtigen Transformationen sind die Initiation, gefolgt von einer Verfestigung, dann die Transformation in Väterlichkeit bzw. Mütterlichkeit. Patriarchale Muster werden in diesen Beziehungen reproduziert und wir sehen, inwieweit die Herstellung einer Differenz grundsätzlich hilft, um die Beziehung zu regulieren im Sinne von: Ängste zu mindern und den Status von Männlichkeit nicht zu beschädigen oder Weiblichkeit anerkannt zu bekommen. Die Transformation der Geschlechterbeziehungen in der Familie wirft dann noch einmal ein Licht darauf, dass die Herstellung von Differenz immer auch im Bereich von Liebe und Kindern begleitet wird von der Herstellung von Gemeinsamkeit und beides, Differenz und Gemeinsamkeit, dazu dienen können, - für beide Geschlechter! - Unterlegenheit zu vermeiden. Möglicherweise ist dies noch einmal ein utopischer Ansatz, nicht nur nach dem Gewinn der Herrschaft, z.B. der patriarchalen Dividende, zu suchen, sondern danach, wie beide Geschlechter das Gesicht wahren können und Herrschaft vermeiden können.

Viele, viele Aspekte konnten in der kurzen Zeit nicht zur Sprache kommen und an vielen Stellen ist es mir vielleicht nicht gelungen, die unordentlichen Gedanken systematisch zu fassen. Ich hoffe, ich konnte den grundsätzlichen Gedanken vermitteln, bei gesellschaftlichen Regulativa der Geschlechterbeziehungen und nicht bei den individuellen, rationalen Entscheidungen für Kinder anzusetzen.

Nicht berührt werden konnten einige Bereiche, die ich für besonders wichtig halte, z.B. die Rolle der Veränderung des Familienrechts, vor allem des Nichtehelichenrechts, das klar zeigt, wie stark die Institution Familie der Regulierung der sexuellen Interaktionen diente und wie stark die sexuellen Beziehungen von Frauen und Männer davon berührt waren. Das Gleiche lässt sich über eine Regulierung homosexueller Geschlechterbeziehungen durch das Familienrecht und andere Rechtsbereiche sagen. Die Trennung sexueller und mütterlicher Weiblichkeit und die Veränderungen in der heutigen Zeit ist ein ganz wichtiges Thema (Schauspielerinnen als Mütter!), denn die Auftrennung in die weiße und die rote Frau ist konstitutiv für die bürgerliche Familie, eine Veränderung heute hätte mindestens so

gravierende Folgen wie eine Veränderung der Definition von Väterlichkeit, aber kaum in der Familiensoziologie thematisiert. Und … und … und ..

Tabelle 2-2: Eckdaten der Erhebungsschritte in den Studien „männer leben“ und „frauen leben“

	„männer leben. Lebensläufe und Familienplanung“	**„frauen leben. Lebensläufe und Familienplanung“**
Laufzeit (Jahr der Erhebung)	2001-2004 (2002)	1997-1999 (1998)
Anlage	a) Standardisierte Befragung (Telefoninterviews, Interviewerinnen) b) Qualitativ-biografische face-to-face Interviews, Interviewer	a) Standardisierte Befragung (Telefoninterviews, Interviewerinnen) b) Qualitativ-biografische Interviews face-to-face Interviews, Interviewerinnen
Grundgesamtheit	25-54jährige Männer mit ausreichenden Kenntnissen der deutschen Sprache	20-44jährige Frauen mit deutscher Staatsangehörigkeit
Stichprobenumfang Stichprobengewinnung	a) N=1.503 telefonische Zufallsstichprobe, altersquotiert b) N=102 Sukzessive kontrastierende Stichprobenzusammenstellung aus Schritt a)	a) N=1.468 Zufallsstichprobe Einwohnermelderegister, altersquotiert b) N=101 Sukzessive kontrastierende Stichprobenzusammenstellung aus Schritt a)
Erhebungsregionen	Gelsenkirchen Freiburg Umland Freiburg Leipzig	Hamburg (Stadt und Umland) Freiburg (Stadt und Umland) Leipzig (Stadt und Umland)

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002